



Amerikanische „Landstreicher“.

Von Arthur Heye.

In St. Louis waren heute 42 Grad Hitze! Amheuser Busch, „die größte Brauerei der Welt“, pumpt den Mississippi halb leer und braute Lagerbier daraus, denn die Nachfrage war ungeheuer. Zwei staubige, sonnenverbrannte Gesellen kamen langsam die Straße herabgeschlendert, guckten einen Moment durch das offene Tor dem fieberhaften Treiben auf dem Hofe der Brauerei zu und bummelten weiter. Die rotglühende Sonne schien ihnen in die sorglosen, ein bißchen verwegenen Gesichter und verschönte ihre abgetragenen blauen Anzüge durch einen violetten Schimmer. Die Beiden sahen aufmerksam umher, sie suchten etwas.

Rechts von der Straße waren Bahngleise, links eine endlose Bretterplanke. Die Sonne hatte ihre Pflicht redlich erfüllt und verschwand unter dem Horizonte. Die Wanderer schritten rascher aus, der Lärm der Stadt verklang hinter ihnen, es wurde dunkel. Die rastlosen, stinken Dampfboote auf dem Strome piffen sich ein Gute Nacht zu, und ein leichter Dunst stieg von dem Wasser auf. Da war die Planke und die Stadt zu Ende.

Der eine spähte durch ein Astloch hinein und rief seinen Kameraden zurück. Der sah auch hindurch und nickte wortlos. Sie folgten der Anweisung noch ein Stückchen links nach dem Strome zu. Dann warfen sie einen raschen Blick um sich und stiegen darüber.

Es war ein Lagerplatz für ausgediente Kräfte der Brauerei. Eine riesige offene Tonne, die einsam direkt am Flußufer lag, fesselte ihre Aufmerksamkeit besonders.

„Was meinst du, wenn wir in diesem Hotel absteigen?“ fragte der eine.

Der andere guckte hinein, sie war groß genug für zwei, enthielt ein paar leere Säcke und lag sicher eine Meile von der nächsten Polizeistation entfernt. Diese Vorzüge wußten die beiden Tramps zu würdigen und richteten sich in dem Haß ein. Sie brannten sich ihre Pfeifen an und streckten ihre lahmgelaufenen Beine aus.

Der eine, ein breitschultriger Hüne, brummte: „Also, der Tabak ist auch alle! Bei meiner armen Seele, morgen müssen wir uns auf so einem Windhund von Flugboot anmunistern lassen.“

„Ich habe zwar meine erste Seefahrt nicht gerade in angenehmer Erinnerung, aber es bleibt nichts übrig. Ich will dir die nette Historie von der „Merriid“ mal erzählen!“ sagte sein Gefährte und legte die Arme unter den Kopf. Er war ein raffereiner Nantee, lang, hager, sehr muskulös, mit großen, lebendigen Augen, und energischem, ruhigem Gesicht.

„Es war an dem geeigneten Tage, als sie mich in Baltimore laßt aus der Johns Hopkins Universität herauszuleiten, weil Mr. Rufus Talbot, „Holz en gros“, eine wunderschöne Pleite gemacht hatte und sein Sohn keine Vorleistungsgelder mehr bezahlen konnte. Da befahl ich meine Hände: Sie waren stramm genug, daß sie irgend ein nützlich Werkzeug packen und damit Dollars verdienen konnten. Das erste, was kam, war zwar nicht das beste, sondern es war ein Seelenverkäufer. Er verkaufte mich für drei Dollars fünfzig Cent auf die „Morriid“ als Heizer. Die fuhr seit zwanzig Jahren mehr schlecht als recht Bananen von Jamaika nach Baltimore, und ich half einige Reisen lang dabei... Aber sie war eben alt und fraß mächtig viel Kohlen. Bei gutem Wetter machte sie noch acht Seemeilen, bei schlechtem ein halbe und torfelte dann auf der See herum wie ein beschwippter Nigger. Das ist für die Bananen ein bißchen langweilig, die faulen unterdessen. Das Boot wurde immer sehr hübsch angemalt, vielleicht war die Farbe das einzige, was den Kahn noch zusammenhielt. Well, sie war hoch verichert, und Reeder und Kapitän zwei so smarte, gerissene Jungen, wie sie mir je die Sommer Marylands beschienen. Der „Alte“ hatte nur eine kleine Schwäche für alten Jamaika-Rum. Auf der letzten Reise kaufte er einen größeren Posten recht billig unterhand. So kam's, daß er vor der Chesapeake Bai immer noch einen schweren süßen hatte, sonst wurde er regelmäßig auf der Höhe von Savannah niedriger, denn da war der Rum alle. Er ging selbst Wache, war voll wie ein Soldat am vierten Juli und jagte den Kästen mit voller Kraft vor Kap Mac Henry auf den Sand und auf einen hübschen, kleinen, scharfen Felsen.“

„... war in der Silvesteracht 1906 um

elf Uhr. Ich rannte gerade mit der Teekanne über Deck, wir wollten Bunsch machen. Da gab's einen Ruck und Krach, es scharte und knirschte unter den Füßen, die Stange brach knallend und rollte sich wie eine Spiralfeder am Mast auf. Ich sah noch so was wie eine Funkengarbe, die wie ein Feuerwerk aus dem Schornstein sprühte, die alte „Lady Merriid“ fuhr im Todesstampe vorn hoch wie ein Ziegenbock, dann ein gewaltiges Krachen und Bersten, das Achterdeck brach glatt weg und schaukelte sanft und ruhig 20 Fuß tief unter Wasser in den wohlverdienten Ruhezustand hinab. Rum machte auch das übrige halbe Schiff Feierabend und legte sich auf die Seite. Ich rutschte mit merkwürdiger Geschwindigkeit das Deck entlang und benützte die Teekanne als Rodelschlitten, sah noch den Kapitän mit einem sehr eleganten Rechtsprung von der Kommandobrücke abgehen und im Wasser verschwinden, dann bemerkte ich nichts mehr; der Godfrey Talbot, bisher Student der Philosophie paddelte selbst im Atlantik herum, noch ehe er einen armseligen Taft aus Nantee doodle pfeifen konnte, wie ein guter Amerikaner tun soll. Well, es sollte ein gemütliches Strandbad werden, und wurde ein ungemütliches Scheitern. Von dem Felsen hatte die alte Kumbotiel nichts gewußt. Der hatte es dem Boote so gründlich besorgt, daß jetzt nichts mehr zu sehen war, als ein bißchen Strudel und ein paar hundert Latteklippen mit Bananen.

So weit ich sehen konnte: Bananen, Bananen! Wir hatten Deekladung gehabt. Eine lebende Seele konnte ich nicht entdecken. So schwamm ich denn los. Es war eine wundervolle stille Nacht, ganz wenig Seegang und eine große Freiheit von unfreiem Uten. Unter diesen Umständen wäre es ihm wohl verdammt schwer geworden, sich auf dem Seeamt in Baltimore heranzuschwindeln. Deshalb hatte der alte Nachs also einmal im Suffe davon geschwafelt, daß er das Nilpferd von Bootsmann ins Deck hineinprügeln wolle, wenn er nicht darauf sähe, daß die Boote immer in Ordnung wären. Ja, der Rum und der Felsen! Und in der Küche hatte ein fetter Truthahn gebraten; den fraß jetzt ein verdammtes Hai. Meine Kollegen vielleicht auch — denn wie ich auch

rief und guckte, ich sah niemand. Die hatte der alte Schuft auch auf dem Gewissen, verdammte sei seine Seele!

Weit hinten im Westen blinkte das Feuer von Mac Henry. Das Wasser war leidlich warm. Ich hatte Fackel und Schutze ausgezogen und schwamm munter darauf zu. Eine Stunde vielleicht verlief alles gut. Dann ging ich wieder mal hoch und spähte hinüber. Da kriegte ich doch einen kleinen Schreck: das Feuer war weg! Die Ursache erkannte ich bald: es wurde ein bisschen neblig, „unfsichtig“, wie wir sagen. Schön, da war's jetzt Zeit zum Yankee doodle-Beifen. Ich hatte nun so viel Aussicht, den Strand zu erreichen, wie den schändlich ersoffenen Silberstrathahn noch zu bekommen. Trotzdem schwamm ich fest voraus, bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken zum Ausruhen. Wohin, wußte ich nicht — nur ins neue Jahr und vielleicht in die Ewigkeit hinein!

Es ist ja die gemeine Geschichte: man

denkt, man steuert geradeaus, und schwimmt dabei im Kreise herum, denn der rechte Arm ist stärker und macht größere Stöße. So war ich auf einmal wieder zwischen ein paar Bananenkisten und Kammern mich daran fest. Mir waren Arme und Beine hübsch steif geworden.

Dann kam wieder ein Nachschub von Energie, ich schoß wieder davon, aber nicht lange. Der Nebel war dicht und weiß um mich: Mein Leichentuch! In meinem Kopfe hämmerte eine Schmiebe, alle Muskeln versagten, der Nebel wurde rot vor meinen Augen. Ich dachte noch einmal an meine Kameraden und wünschte den Kapitän herbei, um ihm die Gurgel durchzubeißen. Schwach, verloren und verlassen trieb ich und schluckte immer mal einige Happen Seewasser zur Vorbereitung auf die unfreiwillige Tiefseeforschung, die ich vor mir hatte. So sollte ich also hier jämmerlich wie ein gefäcktes Näschen an der Küste meines Va-

terlandes ertrinken! Ein Gedanke flog noch einmal hinüber über seine weiten Prärien und seine Millionenstädte, die den Nachthimmel mit den Glutten ihres tosenden Lebens röteten. The stars and stripes for ever! Dann machte ich noch einige mechanische Bewegungen; das Blut sang mir in den Ohren das Lied der Ewigkeit! Eine Welle wiegte mich hoch — Donnerwetter, das Geräusch kannte ich doch. So brauste und donnerte die Brandung an einer Küste! Juchzend schnellte ich vorwärts, dieser köstlichen Brandung zu. Dann hatte sie mich, ich wurde herumgerissen — und gewirbelt, auf- und abgeschleudert, dann fühlte ich etwas Hartes unter den Füßen, und zerschrammt, verbeult, zerschunden kroch ich zitternd auf allen Vieren ans Land und küßte es und heulte wie ein Schulmädchel. Nur eine Minute trieb ich's so, danach fiel ich um wie ein Sack.

Schluß folgt.)

Die Maschine.

Von Josef Kühr.

Mit Rädern, mit Riemen und Zähnen daran, Gloht finster und kalt die Maschine mich an, Vom eben erwachten Licht bestrahlt Glänzen die blanken Teile so kalt. Die Walzen und Wellen höhnen mich: Tritt näher, du Wurm, wir zermalmen dich... So hält meine Sinne sie furchtbar im Bann Und eisig packt mich das Grauen an. — Da tönt das Signal zum Beginn der Fron, Jergelst den Spul und ich rüde schon Den Hebel, der das Getriebe bewegt, Daß jedes Gefänge und Rädchen sich regt. Da polkert der Riese in toller Wut Und schafft gehorsam köstliches Gut. — Ihr Arbeitsmänner, ihr Brüder von mir, Benüht eure Kraft und vertrauet ihr! Ergreift den Hebel, der die Welt bewegt, Daß dienend sie sich zu Füßen euch legt!

Im Innern Ceylons.

Von Richard Quellenbeck.

Früher suchte man sich 20 schwarze Träger, eine Zeltbahn, mehrere Sack Corned beef, schulterte sein Gewehr, pfliff seinem Hund und wurde ein großer Fortschrittsreisender. Heute erkundigt man sich erst einmal, wann die Züge fahren. Nachdem man sich ein Billett erworben hat, läßt man sich von dem dicken Singhalesen, der hier Bahnschaffner spielt, feierlich in sein Abteil bringen. Das nimmt der Sache nichts von ihrer Poesie. Eine Fahrt von Kandy ist heute noch eine Sensation. Kandy liegt im Zentrum Ceylons, und wenn hier auch die Eisenbahn hinfährt, so braucht man nur einige Kilometer weiter ins Dschungel vorzustößen, um auf wilde Elefanten und Leoparden zu treffen. Wir fuhren im Auto in die Umgebung Kandys, als plötzlich aus einer Teepflanzung zwei Kobras über den Weg kamen. Das passiert einem in Magdeburg keineswegs. Kobras sind so nebenbei die größten Giftschlangen, die es gibt. Ein Biß genügt für die ewigen Jagdgründe. In den Bäumen springen hier die Affen wie bei uns die Späßen. Das ist schließlich auch etwas, was man nicht alle Tage sieht. Das Paradies soll hier gewesen sein. Wahhaftig! Keines Dichters Phantasie könnte sich ein großartigeres Paradies aus-

denken. Es gibt überhaupt keine Pflanze, die hier nicht wächst. Was sagen Sie zu Ebenholzbäumen, Talipotpalmen, Brotfruchtwäldern, Tee, Reis, Vanillepflanzungen? Wenn Sie Magahonimböbel haben, so können Sie in Ceylon den Magahonibaum bewundern, aus dem man sie verfertigt hat.

Haben Sie einmal etwas von Flamboyers gehört? Nein? Nun, ohne die Flamboyers zu kennen, weiß man gar nicht, was der Vegetation Ceylons die Note der buntesten Leppigkeit gibt.

Das sind riesige Bäume, die kaum Blätter haben, dafür aber über und über mit roten oder gelben Blüten bedeckt sind.

Kandy liegt etwa 3000 Meter hoch. Man fährt durch eine Gebirgslandschaft, die den großartigsten Stellen der Alpen nichts nachgibt. Dazu kommt die primitive Wildheit der Pflanzen und Tiere. Das gibt eine ganz seltsame Mischung, die eben Ceylon ist, und die man nie wieder vergißt.

Das Klima ist heiß und feucht.

Man geht nichtsahnend spazieren, plötzlich, mit großer Schnelligkeit, bedeckt sich der Himmel, wird grau, wird schwarz, und schon knallen die Blitze und ein Regen schüttet herunter, von dessen Festigkeit sich ein biederer Mitteleuropäer kaum eine Vorstellung machen kann.

Während man vom Regen durchweicht wird, dringt einem der Schweiß aus allen Poren. Man schwankt zwischen Glut und Frost, man begreift, daß man sich in einem Lande befindet, wo es viel „Fieber“ gibt.

Und man begreift, daß die Geschöpfe, die es hier gibt, anders sein müssen, als die der „gemäßigten“ Zonen.

Die schillernden Schlangen, die Giftfarbe der Flamboyers, das Geschrei der Affen — das alles ist Ceylon und nur Ceylon.

Wir fahren an einem Fluß entlang. Plötzlich sehen wir eine Elefantenherde, die von ihren Treibern zum Bade gebracht wird. Einer der mächtigen dunklen Körper wälzt sich schon in der Flut. Es sieht grotesk aus, wie er die baumstammähnlichen Beine hochstreckt, Wasser aus dem Rüssel bläst und sich wohligh in der Kühle füllt. Die Führer stehen gleichmütig am Ufer und warten, bis es den Tieren paßt, zurückzukommen.

In Kandy hat der letzte Singhalesenkönig vor hundert Jahren geherrscht.

Im Kreise von dreihundert Frauen lebte er friedfertig dahin. Er soll von sehr gutmütigem Charakter gewesen sein.

Schwere Gedanken brauchte er sich ja in

diesem gesegneten Lande auch nicht zu machen. Das Essen wuchs ihm in den Mund.

Er legte sich vor seinem Schloß einen kleinen See an, mit einem besonderen Badehaus für seine Lieblingsfrau. Wenn er beten wollte, gab es einen „Tempel zum heiligen Zahn“, der heute noch von den Reisenden bewundert wird.

Stich mir mal durchs Herz.

Ein schontriges Erlebnis von Tcha Tcha.

Wir wanderten an einem grauen, trüben Tag durch ein altes Speerartdorf. Dichte Nebelschleier umspinnen uns. Es war schon spät, wir hatten noch kein Quartier und spähten nach einem solchen aus. Da kamen wir ganz in der Nähe des Friedhofes an ein ziemlich allein liegendes Gehöft, das mit seinen grauen Häusern einen fast räuberhaften Eindruck machte.

Wir blieben etwas stehen, um den rätselhaften Hof, auf dem sich nichts zu rühren schien, doch etwas zu betrachten.

Auf einmal hörten wir dumpf und höflich, wie aus einem Gewölbe kommend, die klägliche Stimme eines Mannes.

„Stich mir mal was ins Herz...“

Donnerwetter! Wir sahen uns entsetzt an. Keiner von uns wagte ein Wort zu sagen, wir blickten nur sehen über das Tor, konnten aber nichts sehen, nur hörten wir einen stöhnenden Laut wie von einem Menschen, der in den letzten Zügen liegt. Es war mehr als unheimlich. Dann wieder — diesmal aber schon etwas energischer:

„Stich mir doch was ins Herz!“

Nun schien es uns klar: Hier vollzog sich eine Tragödie. Hier wurde entweder ein Mensch auf Wunsch gemordet, oder er war gewillt, da man ihn vielleicht gebunden, geknebelt hatte, den Todesstoß zu empfangen.

Schnell entschlossen — denn zum dritten Male rang sich der Ruf nach dem Stoß ins Herz aus dem Gewölbe — kletterten wir über das Tor, leise schlüpfen wir an der grauen Mauer vorbei in der Richtung, wo die klagende Stimme erklang. Wie es uns innerhalb dieses unheimlichen Gebäudes zu Mute war, will ich nicht sagen. Ich hörte Zähneklappern, ob es die meinen waren oder die meines Freundes, gehört nicht zur Sache.

Und nun erst sahen wir die ganze Affäre vor uns. Fassen Sie sich:

In einem Häuschen sah ein Mann und oben, durch einen herzförmigen Ausschnitt, steckte ihm seine Frau einige Fegen Papier durch, damit usw.

Die beiden haben uns nicht bemerkt. Still und bescheiden — mit entgeisterten Zügen — flatterten wir seitwärts wieder auf die Dorfstraße hinüber.

Mit der Mordgeschichte im Speisort war es wieder einmal Essig gewesen. Dieses: Stich mir mal ins Herz hieß auf gut deutsch: Stich mir mal Papier durchs Herz.

Seitdem habe ich über Geisterspuk-Mordgeschichten meine besondere Auffassung und das wird mir jeder nachfühlen.

Und wenn ich an stillen abgelegenen Orten das bekannte Herz betrachte, fällt mir immer dieses klagende Stöhnen wieder ein:

„Stich mir mal was durchs Herz . . .“

Der Tod Ferrers.

Von Jules Romains.

„Die schönste Demonstration,“ sagte der erste Hafenarbeiter, „die ich je gesehen habe, fand vor der spanischen Gesandtschaft statt — nach dem Tode Ferrers. Jetzt bin ich ja für Demonstrationen nicht mehr so eingenommen. Es fällt mir leichter, zu Hause zu bleiben. Ich habe auch nichts dafür übrig, einen Hieb abzubekommen, noch auch will ich auf dem Pflaster übernachten. Ich bin zu alt: Wenn ich jetzt Unannehmlichkeiten in Kauf nehmen soll, muß es der Mühe wert sein. Aber der Tod Ferrers, das hat mich gepackt. Merkwürdig, was? Ferrer, der Spanier, um den sollte man sich doch eigentlich nicht kümmern. Sind ja nicht unsere Zwiabeln. Also? Ich hab' meinen Zorn noch einer Woche noch nicht verwunden gehabt. Man schludt ja nicht alles. Zwar ereignen sich ja jeden Tag Dinge, die einen antwidern. Aber man gewöhnt sich daran. Wollte man alles gleich tragisch nehmen, man müßte ja in Blut ersticken. Ja, ich komme auf die Sache zurück. Hätten sie ihn nur eingesperrt, hätten sie ihn nur deportiert, vielleicht hätte das bei uns niemand auch nur bemerkt. Aber einen Menschen erschießen, weil er sich seine eigenen Gedanken macht! Im 20. Jahrhundert! Einen gleich umzubringen — zum Henker damit!“

„Die spanische Gesandtschaft, die ist wohl am Boulevard de Courcelles?“

„Ja, ich glaube. Ich bin da mitmarschiert, mit den anderen. Zuerst gingen wir unter dem Viadukt der Stadtbahn. Picot wollte eine Runde zahlen, aber kein Mensch dachte daran. Alle diese Kerle von der Place Pigalle und von der Moulin-Rouge-Sekte, sie ließen sich nicht hindern, da mitzutun. Daß man einen Menschen erschießt, vollkommen ohne Ursache — du glaubst, daß sie sich den Teufel darum scheren? Zwar Schmutzpfoten gibt's genug auf der Erde. Die sind schlimmer als alles. Da ist mir ein Pfaffe lieber. Wen man sich da durch einen guten Griff auf die Beine helfen könnte, finge ich gleich bei ihnen an. Was, Kakentod, glaubst du nicht, daß ich sie mit Haut und Haaren fresse?“

„War wohl am Abend? . . .“

„Ja, es war so dunkel, daß ich glaube, die Gasflammen haben nie so matten Glanz gehabt. Merkwürdige Sachen das! Besonders als wir auf die Avenue de Villiers kamen, dort unten. Es war finster von Leuten, das Licht war einfach aufgefressen, hätte man sagen können.“

„So viele waren's? . . .“

„Wir versuchten durchzukommen, aber es war unmöglich, weil die Polizei die Wege sperre. Picot hatte uns falsch geführt. Was sollte das dem Gesandten schon machen, diese leeren Straßen rings um sein Haus — nicht einmal ein Wagen! — und dahinter, ringsherum, Kilometer von wütendem Volk. „Euh! Mörder! Mörder! Hoch Ferrer! Es lebe Ferrer!“ Wiewohl wir ihn ja nicht ausertehen lassen konnten. Aber man wollte es den Spaniern zeigen, daß man einen Menschen nicht zwischen zwei Fingern zerbrückt wie eine Lanz. Die Polizei drückte uns von Gasse zu Gasse. Schließlich war ich in einer Art Sackgasse ge-

landet. Ich fiel gegen den eisernen Rollballen eines Ladens. Und ich schrie. In ganz Europa gab es zu dieser Stunde Leute, die schrien und sich wie toll gebärdeten, weil man Ferrer getötet hatte. Man stieß mit aller Kraft vorwärts, um die Kordons zu durchbrechen. Die Polypen hätten blank ziehen können, sie hätten schießen können, man wäre nicht zurückgewichen. Sie verhinderten uns, vorwärts zu kommen, aber unsere Schreie passierten trotzdem. Der Gesandte war vielleicht gerade dabei, in seinem Salon mit Freunden und Bekannten sich zu unterhalten. „Euh! Mörder!“ Ich glaube, daß ihm die Kaffeeshale aus der Hand fiel.“

„Ich,“ sagte Benin, „ich war an Ferrers Todestag nicht in Paris. Ich war in Brest. Ich hatte früh Mittag gegessen. In irgendeiner Kneipe neben dem Theater. Und ich ging dann spazieren. Es gab damals in Brest ein Geschäft, eine Wechselstube, glaube ich, an einer Straßenecke, wo auf einer kleinen Tafel am Abend immer die neuesten Telegramme ausgehängt wurden.“

Gegen halb sieben kam ich, wie gewöhnlich, in diese Gegend. Ein paar belanglose Nachrichten prangten auf der kleinen Tafel. Man konnte ja auf weitere Nachrichten warten, aber es war nicht der Mühe wert. Wenn die Tafel vollgeschrieben war, gab es einfach keine neuen Mitteilungen mehr. Manchmal dachte ich mir: „Merkwürdig, daß die Anzahl der bemerkenswerten täglichen Weltereignisse gerade dem Raum dieser kleinen Tafel entspricht!“

Aber in Brest hat man ebensowenig wie in vielen anderen Städten die Auswahl zwischen fünfzig Spazierwegen und wenn man da eine Wagenspur entdeckt, kann man froh sein, ihr nachgehen zu dürfen. Man erspart sich da eine überflüssige Anstrengung der Phantasie. Ich machte also nach dem Nachtmahl denselben Weg wie vorher.

Ich komme da also an diese Straßenecke. Ein halbes Duzend Leute steht vor der Wechselstube und wie Ameisenhaufen laufen über die Tafel die alten Nachrichten.

Zwei oder drei Minuten bleibe ich stehen, nur weil ich keine Luft hatte, weiterzugehen. Es wurde dunkel, die Luft war feucht, an der Kreuzung die arme Gaslaterne sah aus wie ein Bettler.

Plötzlich — geht durch die Menschen ein Ruck; ein junger Mann kommt aus der Wechselstube, seinen Zettel in der einen, den Nagel dazu in der anderen Hand. Er stellt sich vor die Tafel und inspiziert sie, als ob er eine letzte freie Ecke suchte. Dann geht er in den Laden zurück und kommt mit einem Schwamm zurück. Die Leute drängen sich schon heran; plötzlich spürt man, wie die Erwartung groß wird.

Der junge Mann lösch alle Nachrichten von oben bis unten aus. Und dann hebt er ein Stück Kreide, schreibt schnell Großbuchstaben, man liest:

FERRER ZUM TODE VERURTEILT UND ERSCHOSSEN.

Kein Hauch, niemand hat sich gerührt. Die Feuchtigkeit der Luft ist zu einem feinen Regen

geworden, aber den Schirm spannt niemand auf. Die Leute bleiben still, sie rühren sich nicht, ihr Blick weicht nicht von der Tafel.

Der junge Mann war hineingegangen und die Wechselstube gab kein Lebenszeichen mehr. Man würde gewiß nichts mehr plakätieren. Aber wir erwarteten ja auch nichts anderes. Es waren da sechs Worte aufgeschrieben worden — auf zwei Zeilen.

FERRER ZUM TODE VERURTEILT UND auf der ersten Zeile,

ERSCHOSSEN

allein, auf der zweiten.

Das genügte uns. Wir nahmen diese sechs Worte in uns auf. Sie drangen in unser Inneres ein, sie kamen darin langsam zur Wirkung wie eine Arznei.

Die Leute wechselten nicht; ich fühlte mich nicht mehr vorwärts gestoßen; ich hatte immer die gleichen Nachbarn. Einen Augenblick griff ich an meinen Hut; die Klempe war vom Regen durchnäßt.

Am übernächsten Tag ging ich am Abend durch die Rue de Siam. Ich bemerkte vor einem Laden eine kleine Ansammlung, zehn Menschen etwa. Einem Händler mit spanischen Süßfrüchten gehörte der Laden. Der Händler und ein Matrose hatten miteinander zu streiten begonnen. Ich glaubte zu verstehen, daß es sich um eine englische Münze handelte, die der Händler zurückwies, und zu deren Annahme ihn der Matrose zwingen wollte. Der eine und der andere radebrechten Französisch, jeder auf seine Art, man verstand nicht allzu viel und ich glaube, daß auch die beiden einander nur halb verstanden.

Plötzlich vergrößert sich die Ansammlung, verdoppelt, verdreifacht im Augenblick. Die Straße war voll, die Tramway gibt ununterbrochen Signal, man kümmert sich nicht darum.

Und plötzlich beginnt diese Menge zu murmeln, ganz verschwommen zuerst. Aber nach und nach wird der Lärm stärker und deutlicher: „Ferrer! Ferrer!“ die ganze Masse schreit: „Ferrer!“ Auch ich schreie. Wir waren alle erfüllt von einem traurigen Zorn, ebenso viel Zorn als Trauer. Wir hätten den Toten rächen mögen, aber wir riefen ihn an zu gleicher Zeit. Die Menge rief: „Ferrer! Ferrer!“

Und dann mußte man sich irgendwie trösten. Ein Stoß rief uns gegen die Borde des Ladens. Schon krachten die Körbe, wichen die Bretter dem Ansturm. Der Spanier auf der Schwelle — ein gebrungener, fleischiger Mensch mit kugelförmigen Augen in einem olivenfarbenen Gesicht — betrachtet uns verdutzt und erschreckt. Er begriff nichts von dem, was um ihn vorging. Mit dünner, leiser Stimme, die er mit lebhaften Gesten unterstrich, schrie er:

„Aber doch genommen Münze, fremde! Genommen! Da ist!“

Die Menge hörte nicht auf: „Ferrer! Ferrer!“ und trieb vorwärts. Und da begriff der Händler, ein Licht ging über sein Gesicht und durch Gehärden hat er, daß man ihn anhöre. „Ruhe!“ brüllte es in der Menge. Die Menschen beruhigten sich. Der Spanier hebt die rechte Hand und mit starker Stimme:

„Es lebe Francisco Ferrer, der gemordet wurde!“

Lebhafter Beifall antwortete ihm. Dann wendet er sich nach dem Laden um und gibt ein Zeichen. Drei Jungen kommen gelaufen, braun wie Araber. Er stellt einen rechts, einen links neben sich, hebt ihre Mützen in die Luft und sagt zu ihnen:

„Auf! Wir werden Francisco Ferrer rächen!“

Und die Kinder heben die rechte Hand und schreien:

„Wir werden Francisco Ferrer rächen!“

Man hatte einen Augenblick vorher vorwärtsgebrängt, aber man drängte jetzt noch mehr. Jedermann wollte dem Spanier die Hand drücken, man küßte die kleinen Nublen, man kaufte den ganzen Laden leer.
„Das war der Tod Ferrers in Vrest.“

Unterm Brennglas.

Aus Schriften von Adolf Glasbrenner.

Das Elend ist kein See, von diesem oder jenem Lande begrenzt; das Elend ist ein Strom, der durch ganz Europa zieht und seine Ufer verberend zu übertreten droht. Wie alle die Dämme heißen mögen, Gefängnisse, Bajonette, Wohlthätigkeitsvereine, werden sie schütten. Und sind wir nicht die furchtbarsten Verbrecher, wenn wir uns bloß schütten wollen? Nur die Völkerrfreiheit kann den Strom des Elends trocken.

Die Weltgeschichte ist die Geschichte der Revolutionen gegen unsere Dummheit.

Entwaffnungsjahre.

Leutnant: „Haben Sie eine Bescheinigung über das Abliefern Ihres Gewehrs?“

Bürger: „Ich wollte, Sie hätten sie schon, aber — ich glaube, Sie nehmen es mir übel, wenn ich sie Ihnen gebe.“

Leutnant: „Wieso?“

Bürger: „Ja, sehen Sie, ich wollte das Gewehr gestern abend abliefern, da kamen mir unterwegs ein paar handfeste Kerle entgegen, nahmen mir ohne weiteres das Gewehr ab und gaben mir, da ich eine Bescheinigung verlangte, ein paar Ohrfeigen... Nun weiß ich nicht, ob ich...“

Jegendeine Schurkerei steht hinter jeder Reaktion. Jedes Geschöpf liebt die Freiheit, alle Tiere bis zum kleinsten Wesen hinunter... Der Mensch also, der gegen die Freiheit wirkt, ist ein Palnuk, ob er auf dem Geldsack sitzt oder Stiefel wäscht.

Der neue deutsche Philister.

Nachdem die Freiheit angebrochen, ist sie ihm viel zu unruhig. — Unter Republik versteht er Mord und Totschlag. — Wenn er von einer Volksversammlung hört, vergräbt er sein Geld. (Er hätte übrigens nichts dagegen, wenn seinem reichen Konkurrenten einmal die Fenster eingeworfen würden.) Unter Ordnung versteht er die ganze volle Nichtswürdigkeit der alten Zustände. Seine Frau ist ganz derselben Meinung. In ihrer Haushaltung hat es der Hund viel besser als die Diensthöten. — Der Staat ist dem Philister etwas Auswendiges. Er gilt ihm als Frack, den er nur bei feierlichen Gelegenheiten anzieht. (Troydem fällt es ihm nicht ein, daß man zuletzt einen neuen haben muß.) — Ein Philister ist immer dünner als der andere.

Ein Rechtsstaat ist jetzt Preußen allerdings. Nur schade drum: das ganze Volk steht links.

Ueber die Notwendigkeit der Laceration. Gabe es keine Laceration, so könnte auch nichts laceriert werden; könnte nichts laceriert werden, so hätten auch manche Gegenstände keinen äußeren Glanz; hätten manche Gegenstände keinen äußeren Glanz, so sähe man ihre innere Erbärmlichkeit; sähe man ihre innere Erbärmlichkeit, so machte niemand krumme Rücken; krumme Rücken sollen aber gemacht werden; ergo muß es auch Laceration geben.

Ueber die Notwendigkeit von

Anleihen. Gabe es keine Anleihen, so müßte auch das dumme chinesische Volk direkt ausgepreßt werden; müßte das dumme chinesische Volk direkt ausgepreßt werden, so würde es unwillig; würde es unwillig, so ließe es sich auch keine Kunststücke mehr vormachen; ließe sich das chinesische Volk keine Kunststücke mehr vormachen, so könnten auch die chinesischen Taschenspieler nicht in China existieren; könnten die chinesischen Taschenspieler nicht in China existieren, so kämen sie nach Europa; kämen sie nach Europa, so hätten wir hier noch mehr Taschenspieler; wir haben aber in Europa schon genug Taschenspieler, ergo muß es auch Anleihen geben.

Der Herrscher von St., dessen Regierungsgeschäfte die Minister besorgen, lustwandelte vor dem Tore seiner Residenz. Sogleich fielen ihm mehrere arme Männer zu Füßen und boten ihm mit tränenden Augen, ihnen Arbeit zu verschaffen. „Ja,“ sagte der Herrscher gerührt, „darin, ihr Lieben Leute, kann ich euch nicht helfen, ich habe selber nichts zu tun.“

Se. Maj. der Kaiser von Rußland haben zuweilen Gedanken, welche durch einen wunderbaren Zufall andere Personen schon früher gehabt haben. In einem seiner Ukase nennt er sich „Beherrscher aller Gläubigen“ — nicht, wie Rothschild, „Gläubiger aller Beherrscher“ — und im Palast des Jaren sagte er zu einem der Gefanthen: „In meinem Reiche geht die Sonne nie unter.“ — „Der floß id,“ würde ihm der Rentier Buffen geantwortet haben, „dazu müßte sie erst aufsteigen sein.“

Der arabische Kalif Mansur pries einst seine Regierung, weil während derselben das Land von der Pest verschont geblieben war. Ein Araber rief aus: „Die Gottheit ist zu gnadenvoll, als daß sie dich und die Pest zugleich schiden könnte.“

— Weiteres. —

Schottische Schurren.

Die Schotten sind weltbekannt wegen ihres Geizes.

Ein Einwohner aus Aberdeen kam im letzten Jahre nach London und träumte dort, er habe ein großes Vermögen geerbt und verschwender. Der brave Mann hat sich von seinen Gewissensbissen nie wieder erholt und weilt nun wegen ständiger Schlaflosigkeit in einem Sanatorium.

Ein Wittbürger des eben Genannten hatte mächtigen Durst. Um ihn zu stillen, brauchte er aber 9 Pence. Da er nur 6 Pence besaß, verpfändete er die 6 Pence für 5 Pence und verkaufte den Pfandschein für 4 Pence. So hatte er die 9 Pence beisammen!

Aus glaubwürdiger Quelle wird berichtet: Ein Einwohner aus Aberdeen kam nach Edinburgh und sah auf der Straße einen Penny liegen. Er stellte sich mit dem Fuß darauf, wartete, bis ein Polizist kam und bat ihn, ihm doch den Penny aufzuheben. Der Polizist tat ihm den Gefallen und fragte, warum er sich nicht selber bücke. Trenherzig antwortete der andere: „Ich habe mir in Aberdeen Hofenträger gekauft, und die würden das Bücken nicht aushalten!“

Man lud einen Aberdeener zu einer goldenen Hochzeit und ließ durchblicken, daß er ein Geschenk in Gold mitbringen müsse. Er ließ es sich nicht zweimal sagen und schenkte einen Goldfisch.

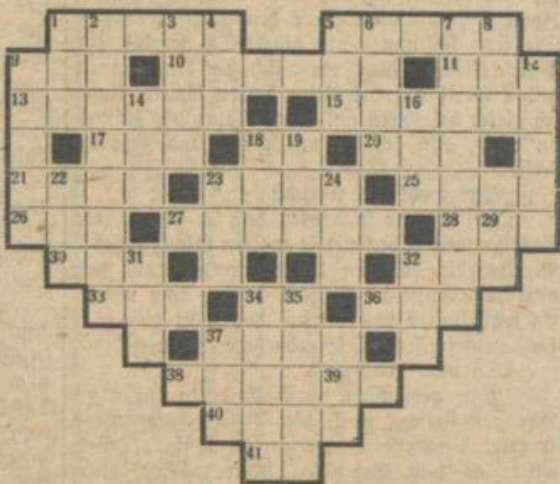
Ein gewisser Tammas Gordon aus Aberdeen lud einen Freund zu sich, damit dieser die neue Tapete in seinen Zimmer bewundere. Der Freund sagte: „Nicht übel. Aber sag mal, warum hast du denn die Tapete mit Nägeln festgemacht und nicht angelebt?“ — Entrüstet antwortet der andere: „Du bildest dir doch nicht etwa ein, daß ich hier mein ganzes Leben lang haufen will?“

— Rätsel-Ecke. —

Kreuzworträtsel.

W a g r e c h t: 1. Mädchenname; 5. einbalsamierter Körper; 9. Eingang; 9. Eingang; 10. Trinkgefäß; 11. Artikel; 13. weiblicher Vorname; 15. Vergabung; 17. Tonstufe; 18. japanisches Begetemah; 20. wie 16. senkrecht; 21. Mißgunst; 23. Faserstoff; 25. Heilpflanze; 26. Erdmasse; 27. Wüste; 28. Nebenfluß des Rheins; 30. amerikanischer Männername; 32. Gottheit; 33. soviel wie schlaff; 34. Scherz; 36. kleiner Flecken; 37. Gott der Liebe; 38. deutscher Dichter; 40. Kohlenprodukt; 41. Doppelmitlant.

S e n k r e c h t: 1. Gotteshaus; 2. Urchrift; 3. Storchvogel; 4. Gewässer; 5. Altdenisches Getränk; 6. europäisches Grenzgebirge; 7. Schwärmer; 8. Zahlwort; 9. Hautfarbe; 12. Ribbelungenfigur; 14. Teil des Auges; 16. biblische Frauengestalt; 18. Wildpret; 19. Mädchenname; 22. Göttin der Morgenröte; 23. Raubfisch; 24. Mineral; 29. französischer



Artikel; 31. Monat; 32. Körperglied; 34. Erzengel; 35. sibirisches Pelztier; 37. Getränk (rückwärts gelesen); 39. persönliches Fürwort.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Kreuzworträtsel. W a g r e c h t: 1. Ober; 4. Lima; 8. Rom; 9. Sir; 10. Amme; 12. Horn; 13. Aker; 15. Sar; 17. Eger; 20. Murg;

22. Rebe; 24. All; 25. Don; 26. Ried; 27. Herz; — S e n k r e c h t: 1. Oran; 2. Dom; 3. Emma; 5. Har; 6. Mir; 7. Arno; 11. Oßig; 12. Fener; 14. Tag; 16. Omar; 17. Erie; 18. Rebe; 19. Eng; 21. Ull; 23. Bar